

ALEX BEER
DAS
SCHWARZE
BAND

Autorin:

Alex Beer, geboren in Bregenz, hat Archäologie studiert und lebt in Wien. Nach »Der zweite Reiter«, ausgezeichnet mit dem Leo-Perutz-Preis für Kriminalliteratur, »Die rote Frau«, nominiert für den Friedrich Glauser Preis 2019 und »Der dunkle Bote«, ebenfalls ausgezeichnet mit dem Leo-Perutz-Preis, erscheint jetzt der vierte, von den Fans lang erwartete Roman um Kriminalinspektor August Emmerich. Daneben hat Alex Beer mit Isaak Rubinstein eine weitere faszinierende Figur erschaffen, die während des Zweiten Weltkriegs in Nürnberg ermittelt. Um es mit den Worten der Jury des Leo-Perutz-Preises zu sagen: »Was Alex Beer erzählt, betrifft auch die heutige Zeit, aber wie sie erzählt, lässt die ferne Vergangenheit lebendig werden.«

Mehr Informationen unter: www.alex-beer.com

Von Alex Beer bereits erschienen:

August Emmerich ermittelt:

Der zweite Reiter

Die rote Frau

Der dunkle Bote

Isaak Rubinstein ermittelt:

Unter Wölfen

Alle Bände sind eigenständige Fälle und können unabhängig voneinander gelesen werden.

Besuchen Sie uns auch auf www.facebook.com/blanvalet und www.twitter.com/BlanvaletVerlag

ALEX BEER
DAS
SCHWARZE
BAND

Ein Fall für
August Emmerich

Kriminalroman

LIMES

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten, so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Copyright © 2020 by Alex Beer

Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literaturagentur Kai Gathemann

© 2020 by Limes in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: René Stein

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: akg-images/Imagno

KW · Herstellung: sam

Satz: GGP Media GmbH, Pößneck

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-8090-2720-1

www.limes-verlag.de

»Regeln lenken den weisen Mann.
Der Dummkopf befolgt sie.«

(Oscar Wilde)

PROLOG

»In wenigen Minuten ist es vollbracht.« Er hielt seine Taschenuhr so, dass Emmerich das Ziffernblatt sehen konnte. »Schließen Sie Frieden«, sagte er. »Mit Gott, mit der Welt und vor allem mit sich selbst. Sie haben sich tapfer geschlagen, weit besser, als ich es Ihnen zugetraut hätte. Sie haben keine Schande über sich und die Ihren gebracht.«

Emmerich starrte auf das schwarze Band, das um den Arm seines Widersachers gebunden war, und ließ seinen Blick anschließend zu den Zeigern der Uhr wandern. Unbeeirrt zogen sie ihre Kreise, maßen die Zeit, die immer weiter voranschritt, dem scheinbar Unausweichlichen entgegen. »Ich vielleicht nicht, aber Sie.« Er spie die Worte förmlich aus. Spuckte sie dem anderen vor die Füße. »Sie werden als skrupelloser Verbrecher in die Geschichte eingehen.«

»Möglich. Vielleicht werde ich aber auch als Held gesehen werden, als jemand mit Mut, der das Richtige getan hat.«

»Das Richtige? Sie sind kurz davor, unschuldige Menschen zu töten.«

»Manchmal muss man etwas Schlechtes tun, um dadurch etwas Gutes zu erreichen. Gerade Sie müssten das doch wissen.«

Emmerich setzte an, um etwas zu sagen, schluckte die Worte aber wieder hinunter. Kein Argument der Welt würde sein Gegenüber umstimmen können, dessen Verblendung

stärker war als jegliche Vernunft. Er wand sich im Staub und rüttelte an den Schnüren, mit denen seine Hände und Füße gefesselt waren, doch sie bewegten sich keinen Millimeter.

»Sehen Sie es doch endlich ein. Es gibt nichts mehr, was Sie noch tun könnten. Machen Sie sich bereit, Ihrem Schöpfer entgegenzutreten.«

»Dem Scheißkerl werd ich was erzählen.« Emmerich drehte sich auf den Bauch, robbte zur nächsten Wand und versuchte, seine Fesseln an einem hervorstehenden Eisenhaken durchzuwetzen.

Sein Peiniger seufzte und schüttelte den Kopf. »Ein kluger Mann weiß, wann es sinnvoll ist zu kämpfen. Er weiß auch, wann es an der Zeit ist zu sterben. Machen Sie Ihren Frieden.«

»Einen Dreck werde ich.« Emmerich schabte und rieb, bis warmes Blut an seinen Handgelenken herunterrann. Noch einmal blickte er auf die Zeiger der Uhr, die sich völlig gleichgültig nicht um das große Morden scherten, das kurz bevorstand. Gleich. Gleich würde er sterben, und mit ihm die Republik.

Montag,
20. Juni 1921

1

»Sie kommen zu spät.«

Kriminalinspektor August Emmerich, der soeben das Vestibül des Polizeipräsidiums betreten hatte, starrte in das genervte Gesicht seines Assistenten. Offenbar hatte Ferdinand Winter schon seit einiger Zeit auf ihn gewartet. »Am liebsten wäre ich gar nicht gekommen.«

»Und wie sehen Sie bloß aus?«, ignorierte Winter den Kommentar. Konsterniert musterte er Emmerichs Aufzug. Sein Blick wanderte über dessen Hose, ein mehr als fadenscheiniges Exemplar, sowie das alte abgetragene Jackett und blieb am linken Hemdsärmel hängen, an dem ein Manschettenknopf fehlte. Er seufzte, zog ein Tuch aus seiner Tasche und faltete es kunstvoll zu einem kleinen Dreieck. »Haben Sie denn nicht gelesen, was auf der Einladung stand?«

»Anwesenheitspflicht.«

»Das andere.« Winter steckte das Tuch in Emmerichs Brusttasche und brachte es in Form, indem er daran herumzupfte. »Wir sollten in Repräsentationsuniform erscheinen.«

Emmerich reagierte nicht, sondern starrte geistesabwesend auf das kleine Stück Stoff. In Gedanken war er noch immer bei jener Frau, mit der er sich vorhin in einem schäbigen Hinterhof getroffen hatte. Helene Wissmayer. Die Alte hatte vor Kurzem Kontakt mit Emmerich aufgenommen und behauptet, den Namen und den Aufenthaltsort seiner

Mutter zu kennen. Oder besser gesagt: jener Frau, die ihn geboren hatte. Wer war sie? Wer war sein Vater? Und warum hatte sie ihn damals wie Unrat vor dem städtischen Waisenhaus abgestellt? Seit vielen Jahren quälten ihn diese Fragen, und noch nie war er den Antworten darauf so nah gewesen wie heute. Es gab da nur ein kleines Problem: Wissmayer wollte Geld für die Informationen, viel Geld, mehr, als er auftreiben konnte.

»Wir sollten in Repräsentationsuniform erscheinen«, wiederholte Winter und schnippte mit den Fingern vor Emmerichs Gesicht herum.

Emmerich sah auf. »Repräsentationsuniform? Die ist verdreckt.« Er blickte an seinem Assistenten vorbei in den prunkvollen Festsaal der Polizeidirektion, wo ungefähr einhundert hochrangige Polizisten, Politiker und einflussreiche Geschäftsleute die Berufung von Polizeipräsident Johann Schober zum neuen Bundeskanzler feierten.

Die geladenen Gäste standen in kleinen Grüppchen zusammen, tranken Sekt und unterhielten sich. »Verdammt«, murmelte Emmerich, als er sah, dass sich tatsächlich alle Anwesenden in Schale geworfen hatten und ausnahmslos im feinsten Zwirn erschienen waren. Blank polierte Manschettenknöpfe glänzten mit dem frisch gewienerten Boden um die Wette. Wohin er auch sah: scharfe Bügelfalten, akkurat gezwirbelte Bärte und stolz zur Schau getragene Verdienstabzeichen.

»Schmutzige Kleidung kann man waschen.« Auch Winter wirkte wie aus dem Ei gepellt. Kein Stäubchen verunzierte seine perfekt sitzende Uniform, keines seiner akkurat geschnittenen, blonden Haare tanzte aus der Reihe. Winter verkörperte die personifizierte Eleganz, und im Gegensatz zu Emmerich waren ihm gute Manieren und perfekte Um-

gangsformen in die Wiege gelegt worden. Selbst das Adelsaufhebungsgesetz hatte nicht verhindern können, dass seine blaublütige Abstammung am heutigen Abend spürbar wurde.

»Ich habe eine anstrengende Arbeit und drei kleine Kinder, falls dir das entgangen ist.« Emmerich steckte sich eine Selbstgedrehte an und blies Rauch in die Luft. »Ich bin schon froh, wenn ich genügend Zeit finde, um zu schlafen.« Die dunklen Ränder unter seinen Augen und der ungepflegte Dreitagebart unterstrichen seine Worte. Er klemmte sich die Zigarette in den Mundwinkel und ging in Richtung des Festsaals. Ehe er den Raum betreten konnte, stellte sich ihm ein Amtsdieners in den Weg.

»Ihre Einladung, Herr ...?«, fragte ihn der Mann in Livree und musterte ihn missbilligend.

»Nicht dabei.« Emmerich machte einen Schritt auf die große Doppelflügeltüre zu, aber der Amtsdieners fasste ihn am Arm und hielt ihn zurück.

»Ohne Einladung kein Zutritt. Anordnung von ganz oben.«

»Und ich habe Anordnung von ganz oben, dass ich heute hier antanzen muss.« Emmerich schnaubte. »Glauben Sie, dass ich freiwillig hier bin? Glauben Sie, ich hätte nichts Besseres zu tun ...« Er holte Luft, um dem livrierten Affen endgültig die Meinung zu geigen, als er eine Hand auf seiner Schulter spürte.

Winter hatte sich neben ihn gestellt. »Das ist mein Vorgesetzter, Kriminalinspektor August Emmerich«, sagte er zu dem Amtsdieners, präsentierte das Einladungsschreiben und schob Emmerich in den Festsaal.

»Herrje«, murmelte Emmerich, der sich nun noch deplatziertes vorkam, als er es befürchtet hatte.

Das Gebäude am Schottenring, in dem sie sich befanden, diente einst als prachtvolles Hotel und war für die Besucher der Weltausstellung 1873 errichtet worden. Zwar hatte man es mittlerweile in den Sitz der Polizeidirektion umgewandelt, aber die Seidentapeten und kristallinen Lüster waren geblieben. Der heutige Abend hauchte dem ehrwürdigen Gemäuer wieder eine Prise imperialer Vergangenheit ein. Der festliche Glanz vergangener Tage erstrahlte für ein paar Stunden und füllte den Raum aus, der normalerweise von so profanen Dingen wie Kriminalität und Bürokratie eingenommen wurde.

»Was die Kinder und den Haushalt anbelangt«, setzte Winter an. »Sie sollten vielleicht mal darüber nachdenken, ob Sie sich eine Ehefrau suchen ...«

Emmerich brachte seinen Assistenten mit einem Blick zum Schweigen. »Es ist gerade mal sieben Monate her«, zischte er.

In Wahrheit fühlte es sich an, als wäre seine geliebte Luise erst gestern in seinen Armen gestorben, ermordet von Xaver Koch, ihrem brutalen Ehemann, dem in wenigen Wochen endlich der Prozess gemacht werden würde. Noch immer hatte er ihr Gesicht vor Augen und Kochs dreckiges Lachen im Ohr.

»Ich brauche keine Frau, und was ich schon gar nicht brauche, sind Veranstaltungen wie diese.« Emmerich lockerte seine Krawatte. »Johann Schober wird Bundeskanzler, na und? Wozu das ganze Getue hier?«

»Ist doch schön, dass Schober diese Feier gibt und sich nicht sang- und klanglos in die Politik verabschiedet.«

»Verabschiedet? Von wegen! Schober gibt die Stelle als Polizeipräsident doch gar nicht auf. Rudolf Waldorf hält ihm nur den Stuhl warm.« Emmerich stellte sich einem vor-

beieilenden Kellner in den Weg und nahm ein Glas Sekt von dessen Tablett. Abschätzig betrachtete er die kleinen Bläschen, die in der klaren Flüssigkeit perlten. »Das ist wieder einmal typisch. Für so was ist Geld da, aber nicht für anständige Gehälter. Draußen wissen die Mütter nicht, wie sie ihre Kinder satt kriegen sollen, und hier wird geprasst. Schober hat keine Ahnung von den Bedürfnissen der einfachen Leute. Er mag ein guter Polizeipräsident sein, aber als Bundeskanzler wird er nichts taugen.«

»Nicht so laut.« Winter sah sich hektisch um. »Schober hat viele wichtige Freunde, und die sind alle hier.«

»Genau das ist das Problem.« Emmerich dachte nicht daran, sich zu zügeln. »Dieses Land wird von einem Haufen privilegierter Geldsäcke regiert.« Missbilligend deutete er auf die umstehenden Männer. »Schau sie dir nur mal an: ehemaliger Adel und neureiche Emporkömmlinge. Keinem von denen sind je im Schützengraben die Kugeln um die Ohren geflogen. Keiner von denen weiß, wie es ist, wenn der Bauch vor lauter Hunger schmerzt, oder wie es sich anfühlt, wenn einem im Winter die Haare in der Nacht am Kissen festfrieren, weil man die Wohnung nicht heizen ...«

Ferdinand Winter riss plötzlich die Augen auf und packte Emmerich am Arm. »Wussten Sie eigentlich, dass man von hier aus einen sehr schönen Ausblick auf die Ringstraße hat?«, fragte er eilig und versuchte, seinen Vorgesetzten in Richtung Fenster zu ziehen.

Er war nicht schnell genug.

»Na sieh mal einer an: Emmerich und Winter. Wie erfreulich, dass Sie uns auch endlich beehren.« Kriminalinspektor Peter Brühl hatte die beiden entdeckt. Er musterte Emmerich und rümpfte die Nase. »Da hat sich aber jemand dem Anlass entsprechend herausgeputzt.« Seine Stimme triefte

vor Zynismus. »*La belle et la bête.*« Er grinste, wohlwissend, dass Emmerich des Französischen nicht mächtig war.

»Die Schöne und das Bi ...«, setzte Winter zu einer Erklärung an, doch Emmerich winkte ab.

»Schon klar, dass es sich um einen Affront handelt.«

Zwischen den beiden Männern bestand eine ausgeprägte Rivalität, und keiner ließ sich die Chance entgehen, dem anderen das Leben schwerzumachen. »Der Herr Bundeskanzler weiß Ihren Aufwand sicher zu würdigen.« Demonstrativ fuhr Brühl sich über das Haar, das mit Brillantine in Form gebracht und zu einem akkuraten Scheitel gekämmt war.

»Da drüben gibt es was zu essen. Sehe ich da nicht sogar Schinken?«, versuchte es Winter erneut und fasste Emmerich am Oberarm, um ihn sachte wegzuziehen, bevor die beiden Widersacher so richtig aneinandergeraten konnten. »Kommen Sie.« Doch Emmerich wich keinen Millimeter vor seinem Kontrahenten zurück.

»Was war das mit den festgefrorenen Haaren?« Brühl hatte wohl gelauscht.

»Ich sagte, dass Schober und Konsorten keine Ahnung davon haben, wie es den einfachen Leuten geht. Das ganze Monarchistenpack, die Industriellensöhnchen und Kriegsgewinnler wissen doch gar nicht, was das Volk braucht. Die machen Politik für sich und ihresgleichen. Die Reichen werden immer reicher, und die Armen können in der Gosse krepieren.«

Brühl sah an Emmerich vorbei, und für den Bruchteil einer Sekunde umspielte ein Lächeln seine Lippen. Er trat so nah an Emmerich heran, dass dieser sein Rasierwasser riechen konnte, und senkte die Stimme. »Sie glauben also, dass Schober kein guter Kanzler sein wird?«

Winter schien die Sache nicht ganz geheuer zu sein. Er festigte seinen Griff und zog erneut am Arm seines Vorgesetzten. »Da drüben. Das Essen.«

Doch es war zu spät. Emmerich hatte den Köder geschluckt. »Schober hat seine Wurzeln vergessen. Er wird ein miserabler Kanzler sein und sich nicht lange halten können«, sagte er und wurde lauter. »Waldorf sollte sich jedenfalls nicht an den Posten als Polizeipräsident gewöhnen. Ich wette, dass Schober bald den Zorn der Massen zu spüren kriegt und in wenigen Wochen wieder hier angekrochen kommt.«

Mit einem Mal verstummte das heitere Gemurmel, das Brühl, Emmerich und Winter bis jetzt umgeben hatte. Gespenstische Stille erfüllte den Raum.

»So sehen Sie das also«, bemerkte eine sonore Stimme hinter ihnen. »Interessant.«

Winter fuhr herum, wurde kreidebleich und schlug die Hand vor den Mund. »Oh Gott«, murmelte er.

Emmerich wunderte sich über diese Reaktion. Er folgte dem Blick seines Assistenten und erstarrte. Direkt hinter ihm stand kein Geringerer als Bundeskanzler Johann Schober. »Schei ...« Er schluckte den Rest der unflätigen Verwünschung hinunter. »Ich ...« Es kam nicht oft vor, dass ihm die Worte fehlten. Hier und heute war einer jener raren Momente. »Ich wollte Sie nicht ...«

»Schon gut.« Schobers Miene blieb völlig ausdruckslos. Er musterte Emmerich kurz, dann nickte er und ging weiter. Nach zwei Schritten blieb er stehen, drehte sich noch einmal um und rückte seinen Zwicker zurecht. »Wie war gleich nochmal Ihr Name?«

Emmerich presste die Lippen aufeinander. »Emmerich«, sagte er schließlich und seufzte. »August Emmerich.«

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, wandte Schober sich ab und wurde sogleich von mehreren hochrangigen Polizeibeamten umringt, die ihn in ein Gespräch verwickelten. Die umstehenden Männer sahen Emmerich abschätzig an, während er versuchte, seine Fassung wiederzuerlangen.

Brühl schnappte sich ein Glas Sekt und prostete Emmerich grinsend zu. »Das wird bestimmt Konsequenzen haben«, raunte er im Vorbeigehen und folgte Schober in die Menge.

Emmerich fuhr sich mit beiden Händen durch sein ungekämmtes Haar und starrte ausdruckslos zu Boden. Brühl hatte höchstwahrscheinlich recht: Dieser Vorfall würde nicht ohne Folgen bleiben.

Zweiundzwanzig Tage später ...

Dienstag,
12. Juli 1921

2

Ein lästiges Geräusch stahl sich in seine Träume, irrte darin herum wie ein ungebetener Gast und nahm schließlich immer mehr Raum ein. Es wurde lauter und immer lauter, bis er endlich hochschreckte und die Augen aufriss.

Schlaftrunken und orientierungslos sah er sich um und versuchte den Ursprung des Lärms auszumachen. Was war das für ein Schrillen? Was ging hier vor sich? Es dauerte ein paar Augenblicke, bis er erkannte, woher das Geräusch kam – aus seinem Arbeitszimmer.

Er blickte zum Fenster hinaus, betrachtete den nachtschwarzen Himmel, der nur von ein paar hellen Punkten durchbrochen wurde, schlug die Bettdecke zur Seite und stand auf.

Noch immer läutete das Telefon. »Schon gut«, murmelte er. »Ich komme ja schon.« Er zog sich einen Morgenmantel über und schaltete das Licht ein.

Während er durch den Flur ging, warf er einen Blick auf die große Standuhr, deren Pendel stoisch hin und her schwang. Hin und her. Hin und her. Nichts konnte sie aus der Ruhe bringen. Er hingegen war alles andere als gefasst. Sein Herz raste, sein Mund war staubtrocken. Ein Anruf um diese Zeit konnte nichts Gutes bedeuten.

Es war drei Uhr morgens. Die Stunde des Wolfs, in der die Finsternis ihren Zenit erreicht hatte und das Chaos regierte – so wie es in der Welt gerade der Fall war.

Sein Ziel war es, das Dunkel zu vertreiben. Licht zu bringen. Er hatte sich auf einem guten Weg befunden, doch nun beschlich ihn das beklemmende Gefühl der Vorahnung, dass seine Pläne womöglich durchkreuzt werden würden.

Im Arbeitszimmer angekommen, streckte er den Rücken durch und hob den Hörer von der Gabel. »Ja?«

Rauschen drang in sein Ohr, durchbrochen von leisen, unregelmäßigen Atemzügen.

Er wartete.

»Ich bin's.« Die Stimme am anderen Ende der Leitung bebte.

Er kannte den Mann, hatte gehofft, dass sich ihre Wege nie wieder kreuzen würden – vor allem nicht unter diesen Umständen, nicht um diese Zeit. »Was ist passiert?«

»Ich kann unseren gemeinsamen Freund nicht erreichen.«

»Warum würden Sie das wollen?« Er atmete schwer, wollte die Antwort nicht hören. Musste aber.

»Es gibt ein Problem.«

Sein Magen verkrampfte sich. »Was ist passiert?«, wiederholte er.

»Die Tasche. Sie war nicht in der Wohnung.«

»Irgendeine Vermutung, wo sie sonst sein könnte?«

»Nein. Keine Ahnung. Wahrscheinlich bei irgendeinem Hehler oder auf einer Müllkippe.«

»Was, wenn sie in die falschen Hände geraten ist?«

Eine längere Pause entstand. »Und wenn schon«, sagte der andere schließlich. »Mit dem Inhalt kann doch sowieso keiner was anfangen. Wozu also das ganze Theater?«

Er überlegte. Wog ab. Sollte er das Risiko eingehen und die Sache auf sich beruhen lassen? Nein. Das war zu gefähr-

lich. »Es steht viel auf dem Spiel. Sicher ist sicher. Ich will keine losen Enden, keine bösen Überraschungen. Wir dürfen nicht scheitern. Nicht schon wieder.«

»Das werden wir nicht. Alles wird gut gehen.« Der Anrufer redete in jenem Tonfall, den Männer ihren betrogenen Ehefrauen gegenüber anschlügen, ein kleiner Fauxpas, nichts weiter. Er wollte beschwichtigen und Sicherheit vorgaukeln, wie jemand, der Mist gebaut hatte und nicht das Rückgrat besaß, für seine Fehler geradezustehen.

»Schon gut«, erwiderte er, doch der Anrufer hörte nicht auf, Ausflüchte vorzubringen. Er redete und redete wie eine Schallplatte mit Sprung. Es waren die Worte eines Feiglings, eines Opportunisten. Er hätte niemals erlauben dürfen, dass jemand wie er eingeweiht wurde. Dieser Mann war ein Fehler. Dieser Mann war ein Problem.

Als wollte er seine Gedanken bestätigen, sprach der dumme Kerl in diesem Moment das aus, was niemals hätte laut gesagt werden dürfen.

»Ruhe!«, schrie er ins Telefon. »Hören Sie auf zu sprechen. Seien Sie still, und zwar sofort.«

Der Anrufer atmete schwer und rang nach Fassung. »Entschuldigung.«

»Wo sind Sie?«

»In einer Telefonzelle. Niemand ist in der Nähe«, fügte der andere schnell hinzu. »Nicht um diese Uhrzeit.«

»Sind Sie sicher?«

»Ja.«

Sein Puls normalisierte sich, doch sein Groll blieb. »Erinnern Sie sich an die oberste Maxime: keine Namen. Keine Daten. Niemals.«

»Entschuldigung«, wiederholte der Anrufer. »Es ist nur so ...«

Er wartete, dass der Einfaltspinsel den Satz beendete. Die Uhr im Flur tickte. Wie viel Zeit war vergangen, seit das Läuten des Telefons ihn aus dem Schlaf gerissen hatte? Zwei Minuten? Vielleicht drei? Es war immer wieder verwunderlich und erschreckend, wie ein kurzer Augenblick den Lauf der Welt verändern konnte. Die Entdeckung Amerikas hatte eine globale Macht begründet. Das Attentat von Sarajevo, das den Großen Krieg ausgelöst hatte, führte zum Untergang eines Weltreichs. Was, wenn diese Ereignisse niemals geschehen wären? Wie würde die Welt dann heute aussehen?

»Es ist nur so, dass ich ein bisschen durch den Wind bin«, unterbrach der Anrufer seine Überlegungen. Er räusperte sich. »Es gab da ein Problem.«

»Was denn noch?«

»Es geht um die Mädchen. Die Mädchen, die in der Wohnung lebten.«

»Lebten?« Seine Schultern spannten sich an. Ein pochender Schmerz zog ausgehend von seinem Nacken über seine Schläfen bis in seine Stirn. Er setzte sich. »Was ist mit ihnen?« Er war auf einiges gefasst, doch der nun folgende Bericht übertraf seine schlimmsten Erwartungen.

Emmerich verließ das Polizeigebäude und starrte in den Himmel.

»Der Wetterbericht hat angekündigt, dass es heute wieder hochsommerlich werden wird.« Winter trat gemeinsam mit seinem Vorgesetzten auf die Rossauer Lände.

»Es ist schon jetzt unerträglich.« Emmerich zog sein Jackett aus, klemmte es sich unter den Arm und lockerte seine Krawatte. »Nicht mal acht Uhr und die gelbe Sau heizt schon wieder ein, als würde es kein Morgen geben.« Er deutete hinauf in das wolkenlose Blau, das nur von der gnadenlos herunterbrennenden Sonne durchbrochen wurde. »Diese verdammte Hitze treibt die ganze Stadt in den Wahnsinn. Kein Wunder, dass sich die Leute gegenseitig umbringen. Apropos ... Womit haben wir es zu tun?«

»Drei tote Frauen in der Brigittenau«, erklärte Winter und blickte auf den Zettel, auf dem er sich die Adresse notiert hatte. »In der Jägerstraße.«

»In der Hochburg des Lumpenproletariats.« Emmerich zündete sich eine Zigarette an und musterte seinen Assistenten, der trotz der vorherrschenden Temperaturen einen Dreiteiler aus Tweed, ein gestärktes Baumwollhemd und eine perfekt gebundene Krawatte trug. »Feine Herrschaften werden wohl ohne Schweißdrüsen geboren.«

»Doch, die haben wir schon, aber halt auch Disziplin.«

Emmerich zog eine Augenbraue hoch und blickte Winter

von der Seite an. Dann blies er Rauchkringel in die Luft, als wolle er damit die Sonne vernebeln, und marschierte los.

Schweigend folgten die beiden Kriminalbeamten dem Donaukanal bis zur Brigittabrücke. Obwohl es noch so früh war, herrschte dort bereits reges Treiben. Die Stadt bereitete sich auf einen weiteren Hundstag vor: Schiffsleute und Uferarbeiter versuchten, so gut es ging die Stunden vor der großen Mittagshitze zu nutzen, um die anstrengendsten Tätigkeiten zu verrichten. Angler spannten alte, löchrige Regenschirme auf, die ihnen Schatten spenden sollten, während sie darauf warteten, dass einer anbiss. Obdachlose kletterten die Böschung hinunter, um erst sich selbst und anschließend ihre Kleidung – oder wie man es auch immer nennen mochte – in dem leise dahinplätschernden Wasserlauf zu waschen.

Emmerich und Winter überquerten die Brücke, die den 9. mit dem 20. Bezirk verband, und liefen an blankgefahrenen Straßenbahnschienen entlang. Immer weiter drangen sie in die Brigittenau vor, wo von den eng aneinanderggebauten Mietskasernen jene Wärme abstrahlte, die sich seit Tagen in ihren Mauern angereichert hatte.

»Von oben, von unten, von links und von rechts. Ein Backofen ist nichts dagegen.« Emmerich blieb vor einem großen Zinshaus stehen, öffnete die obersten Knöpfe seines Hemds, krepelte die Ärmel hoch und rieb sich mit dem Taschentuch den Schweiß aus dem Nacken. Die Tatsache, dass sein Assistent noch immer wie aus dem Ei gepellt aussah, entlockte ihm ein ungläubiges Kopfschütteln. »Das kann doch nicht gesund sein«, murmelte er und drückte gegen die Eingangstür, die sich problemlos öffnen ließ.

Es war nicht schwer, den Tatort zu lokalisieren. Aufgeregtes Stimmengewirr wies den beiden Polizisten den Weg durch einen heruntergekommenen Innenhof bis ins Hinter-

haus. Ausgetretene Stufen führten in den Halbstock, das sogenannte Mezzanin. In dem Zwischengeschoß fanden sie einen langen, schmalen Flur vor, in dem sich eine Tür an die nächste reihte.

»Ach du Schande«, murmelte Winter, als er durch einen offenen Türspalt spähte, hinter dem sich das Elend der Wohnanlage schonungslos offenbarte.

»Was hast du erwartet?«, fragte Emmerich.

»Nicht so was.« Ungläubig warf sein Assistent einen erneuten Blick in das stickige Loch, das nicht einmal über ein Fenster verfügte. Die Unterkunft bestand aus nur einem einzigen Raum, in dem alle Tätigkeiten verrichtet wurden: Kochen, Waschen, Wohnen und Schlafen.

»Komm«, beschied Emmerich und ging weiter, dem Lärm der Stimmen entgegen.

»Man kann die Leichen schon riechen.« Winter hielt sich eine Hand vor Mund und Nase.

»Der Gestank kommt nicht von den Leichen. Das ist das Aroma der Armut.« Emmerich sah sich um und wies auf eine klapprige kleine Tür am Anfang des Flurs. »Es gibt nur eine Toilette für die gesamte Etage, wahrscheinlich ein Plumpsklo. Bei solchen Temperaturen kann keine Abdeckung der Welt den Gestank davon abhalten, sich im ganzen Haus zu verteilen.«

»Das ist schrecklich. Ich habe gelesen, dass die Hygieniker ...«

»Sie müssen die Herren von der Kieberei sein«, wurde Winter von einem alten Mann unterbrochen, der nicht mehr als eine sehr kurze Hose trug.

»Na, von der Philharmonie sind wir jedenfalls nicht.« Emmerich zückte seine Dienstmarke und blickte geradeaus, wo eine Mensentraube den Flur verstopfte.

Die Leute sprachen und gestikulierten wild durcheinander, während eine Horde kleiner Kinder zwischen ihnen Fangen spielte.

»Also mich wundert's nicht«, sagte eine Frau, während sie versuchte, ihre kleine Tochter einzufangen, die auf Kollisionskurs mit Emmerichs Beinen war.

»Meine Red. Wer si mit Hunden ins Bett legt, derf sie net wundern, wenn er mit Flöh' aufwacht.« Ein dicker Mann, dessen schmutziges, völlig ausgeleiertes Unterhemd gerade mal die Hälfte seines Bauchs bedeckte, lachte dreckig.

Hinter dem Pulk konnte Emmerich eine offene Tür erkennen, die von einem uniformierten Schutzpolizisten bewacht wurde.

Der junge Mann hatte alle Mühe, die Meute im Zaum zu halten. »Wie oft soll ich es wiederholen?«, schimpfte er, als sich eine weißhaarige Frau an ihm vorbeischleichen wollte. »Kein Zutritt.«

Völlig ungerührt zwängte sich Emmerich durch den Menschauflauf und ignorierte die Fragen, die wie Trommelfeuer auf ihn einprasselten. »Worauf wartest du?«, wandte er sich an seinen Assistenten, als dieser ihm nicht folgte.

»Entschuldigung«, murmelte Winter und bedeutete den Hausbewohnern, einen Schritt zur Seite zu treten. »Entschul-di-gung!«, wiederholte er mit etwas mehr Nachdruck, doch sie ignorierten ihn einfach.

»Komm endlich«, rief Emmerich und sah seinem Assistenten nicht ohne Schadenfreude dabei zu, wie er sich in seinem feinen Zwirn durch die verschwitzten Leiber schlängelte, peinlich darauf bedacht, den Umstehenden nicht auf ihre bloßen Füße zu steigen. Als er sich an einer verhärmtten Frau mit dunklen Ringen unter den Augen und schreien-

dem Säugling im Arm vorbeidrängte, holte sie eine Brust aus der Bluse, um ihr Kind zu stillen. Winter lief rot an und legte endlich einen Zahn zu.

»Waren die Kollegen von der Spurensicherung schon da?«, wandte Emmerich sich an den Uniformierten.

Der Angesprochene nickte. »Sind gerade gegangen. Sie müssen sich knapp verpasst haben.«

»Gerichtsmedizin?«

»Schon unterwegs. Sollte jeden Moment eintreffen.«

»Wer hat die Toten gefunden?«

Noch ehe der Uniformierte antworten konnte, riss eine ältere Frau mit roten Backen einen Arm in die Höhe. »Hier. I!«, rief sie und trat zu ihnen. Strähnen ihres grau melierten Haars klebten an ihrem runden Gesicht, auf ihrer knielangen Kittelschürze zeichneten sich unter den Achseln und am Brustbein große Schweißflecken ab. Eine säuerliche Ausdünstung umwehte sie.

»Und Sie sind?«

»Roswitha Benisch, die Hausbesorgerin.«

»Sie bleiben hier.« Emmerich wandte sich dem Menschenauflauf zu. »Alle anderen zurück in ihre Wohnungen!«, befahl er. »Halten Sie sich dort zu unserer Verfügung.«

Die Leute hörten zwar auf zu reden, doch sie folgten der Aufforderung nicht, stattdessen sahen sie einander verhalten an. Sie hatten wohl keine Lust, in ihre dunklen, stickigen Löcher zurückzukehren.

Emmerich konnte es ihnen nicht verdenken. »Ab in die Wohnungen!«, befahl er erneut, dieses Mal um einiges lauter. Zur Untermauerung seiner Worte hob er seine Marke in die Höhe. »Oder soll ich Sie abführen lassen?«

Nur widerwillig gehorchten die Schaulustigen.

»Gemma! Geht scho!« Emmerich klatschte in die Hände und drehte sich schließlich zu Frau Benisch um. »Erzählen Sie mir alles.«

»Die Tür war offen«, sagte sie, sichtlich erfreut darüber, endlich das Zentrum der Aufmerksamkeit zu sein. »Erst hab i ma nix dabei gedacht, aber dann hab i das gesehen.« Sie deutete auf eine blutige Schliere am Türrahmen. »I hab den Kopf in die Wohnung gesteckt und es sofort g'rochen. Hat g'stunken wie beim Schlachter.«

»Haben Sie den Tatort betreten?«

»No na ned. Hab ja schauen müssen, was genau da los is. Ned sche, ned sche. So viel kann i Ihnen schon amal verraten.« Die alte Benisch stemmte die Hände in die Hüften. »Wer soll das denn jetzt alles putzen? I mach das nämlich sicher ned.«

»Haben Sie etwas angefasst?«, lenkte Emmerich das Gespräch zurück auf das eigentliche Thema.

»Natürlich ned«, beteuerte sie. »I hab gleich nach der Polizei schicken lassen.«

»So ein Rotzbub ist gegen sieben in die Wachstube in der Othmargasse gestürmt«, erklärte der Uniformierte. »Der Kleine schrie Zeter und Mordio, hat irgendwas von Blut und Umbringen gefaselt. Also bin ich ihm hierher gefolgt. Als ich gesehen habe, was los ist, habe ich sofort in der Polizeizentrale angerufen. Ich hoffe, das entspricht dem Protokoll.«

»Alles richtig gemacht.« Emmerich klopfte ihm auf die Schulter. »Dann wollen wir mal sehen, womit wir es hier genau zu tun haben.« Er betrat die finstere Küche, die direkt hinter der Eingangstür lag. Nach einem Lichtschalter tastete er vergeblich, doch er brauchte keine Beleuchtung: Der Geruch verriet ihm auch so, was er wissen musste. *Hat g'stunken wie beim Schlachter*. Damit hatte die Hausbesorgerin recht

gehabt. Der unverwechselbare Gestank des Todes hing schwer und metallisch in der Luft.

Blut, Angstschweiß und drückende Hitze. Das war eine Kombination, die Emmerich nur zu gut kannte. Damals, an der Front, hatte er sie öfter erlebt, als ihm lieb gewesen war. Er hielt inne. Für den Bruchteil einer Sekunde war er wieder im Schützengraben, hörte das Donnern der Granaten, spürte das Vibrieren ihrer Einschläge, sah die Leichenteile und die Fratzen der Männer, die vor lauter Grauen den Verstand verloren hatten. Mit einem Mal tauchte Luises Antlitz auf. Ihre Lippen waren blass, ihr Blick voller Wehmut. Er schloss die Augen, versuchte die Erinnerungen zu verscheuchen. »Gehen wir's an«, sagte er, mehr zu sich selbst als zu Winter, und durchschritt die Küche.

Sein Assistent blieb dicht hinter ihm.

Das angrenzende Zimmer war ungefähr fünfzehn Quadratmeter groß und hatte ein schmales Fenster, das in den Innenhof mündete. Es war stickig und düster, obwohl draußen die Sonne strahlte.

Emmerich blieb in der Tür stehen. Es dauerte ein paar Sekunden, bis sich seine Augen an die Lichtverhältnisse gewöhnt hatten und er das Chaos, das sich vor ihm ausbreitete, erfassen konnte: ein umgestürzter Schrank, aus dem Kleider und Schuhe quollen, zerbrochenes Geschirr und aufgeschlitzte Matratzen. Mittendrin zwei tote Frauen. Eine lag mit dem Gesicht nach unten auf dem Boden, um ihren Kopf eine dunkle Lache aus getrocknetem Blut. Die andere saß in einer Ecke, das Kinn auf die Brust gesunken, die Beine ausgestreckt – wie eine Marionette, deren Fäden durchtrennt worden waren.

»Sieht aus, als wären sie erschlagen worden«, sagte Emmerich.

Winter hatte seinem Vorgesetzten über die Schulter geschaut. »Herr im Himmel«, murmelte er. Seine Stimme war gedämpft, da er sich ein Taschentuch vor Mund und Nase hielt. »Dieser Gestank ...«

»Wie oft soll ich es dir noch sagen?« Emmerich zog seinem Assistenten das Taschentuch vom Gesicht. »Wenn du bei Leib und Leben Karriere machen möchtest, dann musst du dich abhärten. Wie war das nochmal gleich mit dem Adel und der Disziplin?«

Winter würgte leise, während er angestrengt nickte. »Ist das die dritte?« Er deutete auf einen Vorhang, der aus der Halterung über dem Fensterrahmen gerissen worden war. Darunter zeichnete sich eine Silhouette ab.

»Welche dritte?«

»In der Meldung, die ich von Fräulein Grete erhalten habe, war von drei Opfern die Rede.« Winter wies auf den Boden. »Außerdem gibt es drei Matratzen und drei Garnituren Bettwäsche.«

»Tatsächlich.« Emmerich stieg vorsichtig über einen zersplitterten Stuhl und hob den Vorhang in die Höhe. Darunter entdeckte er ein zerbeultes Grammophon, aber keine weitere Leiche. »Die dritte Bewohnerin ist nicht hier.« Er sah sich um. Überall lagen Schallplatten und farbenfrohe Kleider verstreut, an den Wänden hingen Postkarten und Plakate. »Bunt und lebenslustig«, murmelte er und betrachtete das wilde Durcheinander. »Die jungen Dinger haben sich nicht kampfflos ihrem Schicksal ergeben.«

Gefolgt von Winter verließ Emmerich den Raum, ging durch die Küche und trat zurück auf den Hausflur. »Die Wände sind dünn hier. Irgendwer muss doch gehört haben, was passiert ist. Warum hat denn keiner was gemacht? Warum hat ihnen keiner geholfen?«

Die alte Benisch, die die ganze Zeit neugierig an dem Uniformierten vorbei in die Wohnung gespäht hatte, verschränkte die Arme vor der Brust. »Wenn i mi wegen jedem Bahö aufregen würd, hätt i schon längst einen Herzkasperl kriegt. Hier im Haus ist's fast immer laut. Auch in der Nacht. Eheleut streiten, Gschroppen plärren, Hundsviecher bellen ... Die drei Luder waren auch ned immer die Ruhigsten. Die ham gern g'feiert und g'lacht und no ganz andere Sachen.« Sie nickte wissend. »I wohn direkt d'runter. Dauernd hat es g'rumpelt und g'pumpelt.«

»Und heute Nacht?«, fragte Emmerich ungeduldig. »Hat es da auch gerumpelt und gepumpelt?«

»Eh«, sagte sie. »Wie so oft halt. I hab drum mim Besen gegen die Decke klopft und kurz aufebrüllt, dann war a Ruh. I hab ja ned wissen können, dass ...« Sie deutete in die Wohnung.

»Wann war das ungefähr?«

Sie überlegte. »Zwei? Drei? Jedenfalls zu einer unheiligen Zeit.« Ihr Blick blieb an der blutigen Schliere hängen. »Wer soll denn das jetzt bloß alles putzen?«, fragte sie erneut.

»Putzen?«, mischte Winter sich ein. »Halten Sie es für angemessen, in der gegebenen Situation ...«

»Jetzt sag i Ihnen amal was, Sie feiner Herr.« Die Hausbesorgerin bedachte Winter mit einem abfälligen Blick. »Die *gegebene Situation* schaut so aus: Unsereins rackert sich von früh bis spät ab, und keinen interessiert's, ob das angemessen is.« Sie schnaubte. »Die Sauerei da drin, die bleibt am End sicher wieder an mir hängen. Weil die drei werden ja schwer selber sauber machen können. Immer ...«

»Der feine Herr hier neben mir ist immer noch ein Kriminalinspektor, und Sie sind jetzt einmal schön ruhig«, ging

Emmerich dazwischen. »Es sind übrigens nur zwei Leichen. Haben Sie irgendeine Ahnung, wo das dritte Fräulein sein könnte?«

»Nur zwei?« Roswitha Benisch kratzte sich am Kinn. »Wenn i mi recht entsinn, lag am Boden die Mizzi Proll. An der Wand lehnt die Traude Rechberger, und unter dem Vorhang ...«

»... lag ein Grammophon«, vollendete Winter den Satz. Benischs Miene hellte sich auf.

Emmerich vermutete, dass ihre Entzückung weniger dem Überleben der jungen Frau geschuldet war, als mehr der Tatsache, dass es nun doch jemanden gab, der die Wohnung putzen würde.

»Die Irina Novotny fehlt«, erklärte sie.

»Und?« Emmerich sah sie erwartungsvoll an. »Irgendeine Ahnung, warum diese Irina nicht hier ist? Irgendeine Ahnung, wo sie sein könnte? Irgendeine Ahnung, warum jemand die beiden anderen Fräulein umgebracht hat?«

»Woher soll i denn des alles wissen? Sie san doch von der Kieberei.«

»Erinnern Sie sich noch einmal an heute Nacht«, hakte Winter nach. »Jedes Detail kann hilfreich sein. Haben die Damen vielleicht etwas gerufen? Namen zum Beispiel.«

Die Hausbesorgerin wischte sich Schweißtropfen von der Oberlippe und überlegte. »I bin aufg'wacht wegen dem Gepolter«, erzählte sie. »I war no völlig verschlafen. Sie wissen eh: Der Kreislauf bei dera Hitz ...« Als wolle sie ihre Worte untermauern, nahm sie den Stoff ihrer Kittelschürze und fächelte ihren stämmigen Beinen damit Luft zu. »I hab an die Decke 'klopft und aufe g'schrie'n, dann war a Ruh. Also bin i wieder eing'schlaf'n.«

»Das ist alles?«, ließ Winter nicht locker. »Zwei Frauen

wurden brutal ermordet, eine dritte ist spurlos verschwunden.«

»Fragen S' die Traxlers. Die wohnen direkt daneben.« Sie deutete auf eine Tür, die einen Spaltbreit offen stand. Dahinter bewegten sich Schatten.

»Die sind als Nächstes dran«, sagte Emmerich laut. »Was waren die Opfer für Frauen?«, wandte er sich wieder an die Benisch. »Sie bezeichnen Sie vorhin als Luder.«

»Najo, wissen S' eh. Jung, fesch, ledig. Immer aufg'mascherlt. Haben viel Parfüm und Schminke 'tragen, aber dafür umso weniger G'wand. Die haben die Wohnung am Nachmittag verlassen und sind oft erst in den frühen Morgenstunden heim'kommen. Manchmal ham s' an Herrenbesuch dabeig'habt. In einer Fabrik oder einem Büro ham die sicher ned g'arbeitet.«

Emmerich verstand. Mehr Frauen als je zuvor mussten sich heutzutage als Prostituierte verdingen. Der Krieg hatte vielen Familien den Ernährer geraubt, und so sahen sich Tausende von Frauen aus allen Schichten und Milieus genötigt, das Geldverdienen zu übernehmen. Aus Mangel an Alternativen boten sich die meisten von ihnen auf den Gassen feil, oder sie arbeiteten in einschlägigen Lokalen. Selbst Beamtinnen, Offiziersgattinnen und verarmte Baronessen mussten ihre Körper verkaufen, um über die Runden zu kommen. »Haben die drei Fräulein auf der Straße gearbeitet oder in einem Etablissement?«

»Woher soll i das wissen? I bin eine anständige Frau. Mit so was hab i nix zu tun.«

Emmerich sah ein, dass er wohl nicht mehr aus der alten Benisch herausbekommen würde. »Halten Sie sich zu unserer Verfügung«, wies er sie an und ging zur Tür der Familie Traxler.